

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Ueber Bekleidungsstoffe. Von Rudolf Virchow

[urn:nbn:de:bsz:31-337039](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337039)

# Ueber Bekleidungsstoffe.

Von

Rudolph Virchow.

Die Wahl unserer Kleidung und der dazu nöthigen Stoffe ist gewiß eine sehr wichtige, und wenn man es ernst nimmt, schwierige Sache. Ein altes Sprichwort sagt, Kleider machen Leute, und da denkt denn zunächst Mancher, er müsse sich auch Kleider anschaffen, wie sie andere und namentlich vornehme oder doch besonders geachtete Leute tragen. Hat er nur erst solche Kleider, so meint er, werde man ihn auch für vornehm ansehen, und er werde weit über seines Gleichen geehrt werden. Und so entschließt er sich denn leicht, und schafft sich Kleider an, die weder für seinen Stand, noch für seinen Geldbeutel, noch für seine Person passen.

Das ist gewiß sehr thöricht. Wir wollen gar nicht erst von dem Gelbe sprechen, da es sich ja von selbst versteht, daß jeder damit sparsam umgehen soll; aber von dem Stande zu sprechen, ist wohl der Mühe werth. Glaubt nur nicht, daß wir der Meinung seien, es habe ein jeder Stand sein besonderes Recht, und ein Bauer dürfe sich nicht kleiden, wie ein Edelmann, eine Köchin nicht, wie die Hausfrau. Dahin geht unsere Meinung keineswegs. Im Gegentheil halten wir es für sehr unklug, wenn ein Edelmann sich dadurch verletzt fühlt, daß sich ein Bauer anzieht, wie er, oder wenn eine Hausfrau ihrer Köchin verbietet, sich Hut oder Handschuhe anzuschaffen, wie sie. Das Recht muß für Alle gleich sein.

Daraus folgt aber nicht, daß sich dasselbe für Alle paßt, und wer es gut mit dem Volke meint, der wird es ehrlich aussprechen, daß jedermann die Pflicht hat, über sich zu wachen, ob er auch von seinem Rechte den richtigen, den für ihn selbst passenden Gebrauch macht. Und da muß man wohl sagen, daß sich Viele durch Nachahmungssucht und Eitelkeit, durch Hoffahrt und Mode verführen lassen, das zu thun, was für ihre Wohlfahrt nicht paßt, und das zu unterlassen, was ihnen zuträglich sein würde. Denn zunächst sollte man sich doch nicht fragen, was die Andern als für sich gut, schön und passend erfunden haben, sondern was einem selbst zuträglich ist, was sich mit der Art zu leben, sich zu beschäftigen, zu arbeiten, auf welche man angewiesen ist, am besten verträgt.



In manchen Gegenden hält das Landvolf sich von der Mode fern und folgt weit mehr der alten Sitte der Vorfahren. Das ist gewiß sehr löblich, denn es läßt sich voraussetzen, daß, wenn eine bestimmte Tracht sich Jahrhunderte lang in einer Gegend erhält, sie mit dem Gelbbettel der Leute verträglich und mit ihrer Beschäftigungsweise übereinstimmend sein werde. Darum halten auch die frommen und conservativen Leute so viel auf die alte Tracht, weil sie meinen, daß so dauerhaft, wie diese, auch die Gesinnung sein werde.

Das mag wohl häufig zutreffen, aber, wie Alles in der Welt seine zwei und oft noch mehr Seiten hat, so ist es auch damit. Auch die altnordische Tracht ist eine modische; sie ist nicht aus freier Entschliesung gewählt, nicht, weil man sich überzeugt hat, daß sie die beste sei, die man gerade haben könne, sondern man hat sie angenommen, weil Eltern und Großeltern sie auch getragen haben. So kauft mancher mit der Pelzmütze im Sommer umher, obwohl sie sich nur für den Winter eignet, und manch' deutsches Landmädchen bindet sich in den heißesten Tagen ein großes wollenes Tuch um Hals und Ohren, das zu Weihnachten gewiß sehr angenehm sein würde, aber zu Johanni nur Unbequemlichkeiten erzeugt. Ist das nicht ebenso thöricht, als wenn ein armer Häusler sein letztes Geld darauf verwendet, sich silberne Knöpfe an das Wamms nähen zu lassen, weil seine reichen Vorfahren im Uebermuth ihres Besitzes nicht wußten, wo sie ihren Ueberfluß an Silber hinthun sollten?

Bei einer wirklich vernunftgemäßen Bildung des Volkes sollte weder das Altnordische, noch das Neumodische entscheiden, sondern allein das Zweckmäßige, das Nützliche, und, wenn man es haben kann, das Schöne. Haben die Vorfahren das aufgefunden, so wäre es die größte Tollheit, es um einer neuen Mode willen wieder aufzugeben; bringt aber die neue Mode etwas viel mehr Zweckmäßiges, das vielleicht zugleich viel schöner ist, warum sollten wir uns dann dazu verdammen, das weniger Zweckmäßige und weniger Schöne bloß aus Ehrfurcht vor der Ueberlieferung beizubehalten? Hätten die Vorfahren auch immer so gedacht, daß sie gerade so gekleidet oder am Ende gar nicht gekleidet sein müßten, wie ihre Vorfahren, so würde es sonderbar in Deutschland aussehen.

Denn nach den ältesten Nachrichten, die wir von den Deutschen haben, war die Tracht eine sehr einfache. Tacitus, ein römischer Schriftsteller, der nicht lange nach Christus lebte, erzählt, daß sie zu Hause an ihrem Heerd und bei ihrem Feuer unbekleidet handthirten; außerhalb des Hauses trugen sie Thierfelle oder kurze Ueberwürfe oder Tücher, die sie mit einer Schnalle oder einem Dorn zusammensteckten. Selbst die Frauen hatten nur leinene Ueberwürfe, welche die Arme und einen Theil der Brust frei ließen. Das war also eine sehr einfache



Tracht, und Mancher, der jetzt von seinen Vätern oder Müttern her eine ganze Masse von Kleidungsstücken, immer eines über dem andern zu verwenden lernt, möchte sich bald einen Schnupfen holen, wenn er Sommer und Winter in der Weise der Urahnen herumspaziren sollte.

Einzelne gelehrte Männer haben daraus den Schluß abgeleitet, daß das heutige Geschlecht verweichlicht und verzärtelt sei, und daß man zu den halb nackten Zuständen des Alterthums zurückkehren müsse, wenn die Menschheit wieder gefunden solle. Man hat es auch bei den Kindern angefangen, die man mit bloßen Knien umherlaufen ließ, und unsere vornehmen Damen gehen auf Wällen zuweilen beinahe ebenso bloß, wie Thusnelda und ihre Zeitgenossinnen, nur daß diese den ganzen Tag sich so verhielten. Aber aus der Balltracht sieht man wenigstens, daß es immer noch so ginge, wenn es nothwendig wäre. Es käme nur darauf an, sich daran zu gewöhnen, und das müßte und würde geschehen, wenn nichts anderes übrig bliebe.

Die Wärme der Luft allein thut es nicht. In Griechenland und Italien, wo die Alten so wenig bekleidet gingen, wie man es noch jetzt an den marmornen Bildsäulen in den Gärten und Häusern der Vornehmen sieht, da ist es im Winter oft so kalt, daß unsere Landsleute, die dahin reisen, trotz ihrer dicken Ober- und Unterröcke recht herzhast frieren, und daß es in alten Zeiten wenigstens ebenso kalt war, das wissen wir aus den uns erhaltenen Beschreibungen von Land und Wetter. Ja, in Nordamerika, wo noch heutigen Tages die Wilden ebenso bekleidet oder auch nicht bekleidet zu sein pflegen, wie unsere deutschen Urahnen, machen diese, selbst an den Füßen kaum geschützten Leute, große Kriegs- und Jagdzüge in Schnee und über Eis, ohne scheinbar mehr zu leiden, als die Gebildeten, welche etwa mit ihnen auf diesen unwirthlichen Gebieten zusammentreffen und welche vollständig bekleidet sind. So groß ist die Macht der Gewohnheit, so sehr schützt die Abhärtung.

Aber man muß nicht glauben, daß jeder Körper geeignet ist, so abgehärtet zu werden. Die Kränklichen und Schwachen gehen frühzeitig zu Grunde, und zum Theil darum war es bei vielen alten Völkern und ist noch jetzt bei manchen wilden Stämmen Sitte, schwächliche oder mißgestaltete Kinder auszusetzen, Alte und Kranke zu tödten. Erst das Christenthum hat überall das Gesetz der Liebe gepredigt und gerade die Schwachen und die Kranken sind am meisten dadurch geschützt worden. Gewiß ist es nicht zufällig, daß seit dieser Zeit eine den Körper vor den Unbilden der Luft und des Wetters schützende Bekleidung immer allgemeiner geworden ist. Das bloße Anstandsgefühl macht es nicht, denn das ist erst die Folge der Sitte, und dem natürlichen Gefühl ist ein unbedeckter Körper eben so wenig unanständig, als dem durch Gewohnheit, Sitte und Gebrauch geänderten Gefühl der theilweise bedeckte und bekleidete.



Sicherlich wird mancher schwächliche und kränkliche Mensch am Leben erhalten, weil er von seiner Geburt an eine zweckmäßige Bekleidung erhält. Mancher harte Mann mag freilich fragen, ob es für die Menschheit ein Glück sei, daß so viele Schwächlinge am Leben bleiben; aber ein solcher Gedanke widerstreitet der ganzen Richtung unserer Bildung, unserer humanen Entwicklung. Wer da lebt, hat auch, so lange er lebt, das Recht auf den Beistand seiner Mitmenschen, und nur das kann unsere Aufgabe sein, daß wir nicht durch unvernünftige Verweichlichung und Verzärtelung die Zahl der Schwächlinge vergrößern. Gegen den Mißbrauch der Bedeckung und Bekleidung des Körpers, womit so manche Mutter schon bei ihrem neugeborenen Kinde anfängt, muß sich die Stimme der Einsichtigen erheben; aber man darf nicht mit dem Mißbrauch auch den zweckmäßigen Gebrauch bekämpfen.

In unsern Ländern, wo Kälte und Wärme in so großen und oft so plötzlichen Schwankungen mit einander wechseln, wo bald austrocknende Winde, bald feuchte Nebel herrschen, wird man zu den Zeiten der Halbnaachtheit unserer Verfahren schwerlich zurückkehren. Auch wird der Gebrauch von Thierfellen, mögen sie selbst zugerichtet und zu Leder verarbeitet sein, nie wieder ein allgemeiner werden, so etwa, daß die ganze Kleidung darauf zurückgeführt werden könnte. Das würde zu theuer, zu unbequem, ja unter Umständen auch schädlich sein. In den Pelzmützen mancher Landleute, in den Dolmans der Husaren, in den Schafpelzen der polnischen Juden sehen wir die letzten Ueberbleibsel dieser Tracht.

Die Sitte und das Bedürfniß unserer Zeit zwingen uns fast durchgehends zu dem Gebrauche von gewebten Kleidungsstoffen. Es ist eine alte Kunst, das Weben. Denn, wie erwähnt, schon zu den Zeiten des Tacitus, als es noch keine Städte, ja kaum Dörfer in Deutschland gab, als noch fast alles Volk ein unsätes Leben führte, webte man Linnen und wahrscheinlich auch Wolle, denn Fries, zuerst bei den Friesen, einem urdeutschen Volksstamm gebräuchlich, scheint aus den ältesten Zeiten zu stammen, und mancher Fund der jüngsten Tage lehrt, daß selbst schon vor der Zeit, wo deutsche Völker auf unsern gegenwärtigen Boden einwanderten, die Webekunst auf demselben geübt wurde. In mehreren schweizer Seen hat man kürzlich die Ueberreste uralter Ansiedelungen, sogenannte Pfahlbauten aufgefunden, welche aus längst verschwundenen Jahrhunderten herkommen, und schon damals webte man.

Weben und Spinnen waren die höchsten Künste der deutschen Frauen, geübt nicht bloß von den armen, sondern auch von den vornehmsten. Die Zeit, „wo Bertha spann“, ist freilich lange dahin. Das ist eine alte, ich glaube burgundische Königin gewesen, und man meinte später, es sei weit schlechter geworden, seitdem die Königinnen sich nicht mehr hinter den Spinnroden setzen und nicht



mehr ihren königlichen Männern Rock und Hemde spinnen und weben. Aber wir erleben es ja, daß auch die armen Frauen nicht mehr spinnen und weben, und vielleicht wird man bald von der „guten, alten Zeit“ reden, wo überhaupt noch Frauen spannen und webten. Mehr und mehr tritt an die Stelle der Handarbeit die Fabrikarbeit, und wer sich früher sein Zeug selbst fertigte, der kauft es jetzt vom Händler.

Damit ist der Anfang einer gewaltigen Umwälzung im Volksleben eingetreten, welche nicht bloß in wirtschaftlicher, sondern auch in sittlicher Beziehung von der größten Bedeutung ist. Denn derjenige, welcher nicht im Kreise seines Hauses und seiner Wirtschaft die unmittelbar nothwendigen Bedürfnisse für sich und die Seinigen zu erzeugen vermag, wird von Andern abhängig und geräth in den Wirkungskreis von Mächten, denen er leicht als willenloses Werkzeug dienstbar werden mag. Die Mode und der Preis entscheiden über die Wahl seiner Kleidung; das wirkliche Bedürfnis seines Leibes tritt mehr und mehr in den Hintergrund. Die Mode verführt zu öfterem Wechsel und damit zu vermehrten Ausgaben, deren Größe oft genug in keinem richtigen Verhältnisse zu dem Gesamteinkommen steht. Mancher muß sich an seinem Leibe abbärben, was er aus Eitelkeit oder Nachahmungssucht sich umhängt; ja mancher Diener vergeudet seinen ganzen Jahreslohn in vergänglichem Putz und Staat, so hoch der Betrag desselben auch sein mag, während früher bei sehr geringem Geldlohn mit jedem Jahre die Kleiderliste sich höher mit selbstgearbeiteten bauerhaften Stoffen und Kleidungsstücken füllte, und wenn die Zeit des Heirathens herankam, für die junge Wirtschaft schon ein hübscher Vorrath gesammelt war. Sie umß da hat sich die alte gute Sitte noch erhalten, aber sie verfällt mit jedem Jahre mehr. Ein großer Theil des Lohnes wird, kaum erworben, wieder ausgegeben und man kauft dafür Kleidungsstücke, welche oft so wenig haltbar sind, daß sie die Mode des Tages kaum überdauern. Jedermann will billig einkaufen, aber für geringes Geld läßt sich auch nur geringe Waare einlösen. Was in dem einen Jahre gekauft wurde, das ist in dem nächsten schon verbraucht; dann kommt die neue Mode und es müssen neue Einkäufe gemacht werden. Und so begünstigt der Wechsel der Mode die Vergänglichkeit der Stoffe, und die Vergänglichkeit der Stoffe beschleunigt wieder den Wechsel der Mode.

Die Sittenprediger haben wohl Recht, wenn sie behaupten, es handle sich hier nicht bloß um den Wechsel der Stoffe und der Moden, sondern ebenso sehr und vielleicht noch mehr um einen Wechsel des inneren Menschen. Aber sie haben nicht Recht, wenn sie diesen Wechsel schlechthin als einen Fortschritt zum Verfall des Menschengeschlechts, zum Untergang der guten Sitte, zur Herrschaft des Bösen bezeichnen. Denn die Lehrer der Volkswirtschaft beweisen uns gerade um-



gelehrt, daß das Gedeihen der Staaten, der friedliche Verkehr der Völker, die Pflege von Kunst und Wissenschaft, von Handel und Gewerbe, von Ackerbau und Viehzucht, daß der Wohlstand und die Bildung, die Freiheit und Selbstbestimmung der einzelnen Menschen ganz wesentlich an diesen Fortschritt von der Handarbeit zur Fabrikarbeit geknüpft sind, und sie wissen diese Behauptung durch Zahlen und Thatsachen zu belegen. Sie prophezeien daher ebenso viel Glück für die Zukunft, wie die Sittenprediger Unglück.

Wer hat nun wohl mehr Recht? Denn ganz und gar Recht oder Unrecht hat offenbar keine von beiden Ansichten, und wenn man gerecht sein will, so muß man, wie so oft in der Welt, eine gewisse Vermittelung eintreten lassen. Aber wir meinen auch in diesem Falle, daß die Wahrheit nicht gerade in der Mitte liegt, sondern mehr auf der einen Seite, und zwar auf derjenigen der Volkswirtschaftler. Denn es scheint uns unzweifelhaft zu sein, daß derjenige, welcher alle seine Bedürfnisse durch eigene Erzeugnisse befriedigen will oder muß, nicht einmal alle leiblichen, viel weniger aber noch seine geistigen Bedürfnisse gleich gut befriedigen kann. Man kann nicht zugleich gut pflügen und säen, mähen und dreschen, spinnen und weben, zuschneiden und nähen, kochen und braten, gerben und schmieden. Um das Alles gut auszuführen, bedarf man der Hülfe Anderer, man muß in größere Gemeinschaften zusammentreten, man muß die Arbeit theilen. So fällt ganz natürlich der Frau andere Arbeit zu als dem Manne; so besorgt in der Familie der eine dies, der andere anderes, je nach seinen Kräften und Fähigkeiten; so gründet man mit Hülfe von Dienstleuten und Gesellen ein größeres Hauswesen, eine Werkstatt, eine Fabrik; so treten die Völker mit einander in Verkehr, um eines dem andern das mitzutheilen, was es billiger und besser hervorbringt.

Eine solche Theilung der Arbeit ist ebenso natürlich, als nothwendig und für Alle förderlich. Aber freilich vollzieht sich eine jede Neuerung in den einmal bestehenden Verhältnissen, selbst wenn sie langsam und allmählig erfolgt, immer unter Störungen, von denen bald größere, bald kleinere Kreise der Menschen getroffen werden. Nur diese Störungen sind es, welche den Unglückspropheeten und Sittenpredigern Gelegenheit bieten, ihre Warnungen und Vorwürfe an den Mann zu bringen. Denn in jedem neuen Verhältnisse müssen erst neue Erfahrungen gemacht werden, und diese kosten dem einen Geld, dem andern Gesundheit, dem dritten Ehre und Redlichkeit. Aber es sind Uebergangs-Zustände und der Einzelne, wie das ganze Volk, müssen sie überwinden lernen.

Man möchte es kaum glauben, daß so große Dinge sich an die Velleidungsstoffe und sogar an einen einzelnen Theil derselben, nämlich an die gewebten, knüpfen. Und doch befinden wir uns gerade in einer solchen Uebergangsperiode,

in welcher  
folgt die  
laten der  
Bum  
Städungsst  
für Europ  
haben nam  
neijpime  
rend die  
Handarbe  
der Regen  
Maffen v  
Verfügan  
Auf  
die ganze  
auf heim  
die Baum  
geschlagen  
nahzu M  
hat einen  
von ande  
schließen  
dem Eien  
Die  
sche, we  
den Naph  
Stoffe we  
Eine sibt  
Menschen  
den dabur  
tem Mafse  
Während  
ziehen und  
für die B  
wärtig, w  
Stillsand  
die Noth im  
selbe beginn



in welcher die Störungen die allergrößten Verhältnisse angenommen haben in Folge der Einführung der Baumwollstoffe in die Bekleidung und Fabrication der europäischen Völker.

Baumwolle hat seit den ältesten Zeiten in Indien und Aegypten als Bekleidungsstoff gedient, aber erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts hat sie für Europa und die ganze Welt eine durchgreifende Bedeutung gewonnen. Dazu haben namentlich zwei Umstände beigetragen, nämlich die Erfindung der Maschinenspinnerei und die Einführung des Baumwollenbaus in Nordamerika. Während die Maschinen nicht bloß viel größere Massen von Geweben liefern, als die Handarbeit herstellen konnte, und noch dazu sehr viel billiger, so hat die Arbeit der Negerklaven in den südlichen Staaten von Nordamerika zugleich ungeheure Massen von Baumwolle auf die billigste Weise erzeugt und der Fabrication zur Verfügung gestellt.

Auf diese Weise ist es möglich geworden, von diesem einen Punkte aus fast die ganze Welt mit Baumwolle zu versorgen. Die alten Bekleidungsstoffe, welche auf heimischem Boden erzeugt werden, insbesondere Wolle und Leinen, sind durch die Baumwolle nicht bloß auf dem Weltmarkte, sondern auch in den Haushaltungen geschlagen worden, und der Kattun ist, wenigstens beim weiblichen Geschlecht, nahezu Alleinherrscher. Die Bearbeitung der Baumwolle und die Kattunfabrication hat einen großen Theil des Nationalreichthums von England und späterhin auch von anderen europäischen Staaten begründet, und wenn wir jetzt Handelsverträge schließen, wie im Augenblick mit Frankreich, so spielt die Baumwolle darin nächst dem Eisen die Hauptrolle.

Die Baumwolle nimmt gegenwärtig unter den Bekleidungsstoffen eine ähnliche, wenngleich noch viel bedeutungsvollere Stellung ein, wie der Kaffee unter den Nahrungstoffen. Beide haben einheimische, in vieler Beziehung bessere Stoffe verdrängt, und unsere Bevölkerungen vom Auslande abhängig gemacht. Eine schlechte Baumwollen- oder Kaffee-Ernte wirkt auf den Geldbeutel jedes Menschen in Europa zurück; die Störungen der großen Handelsbewegungen werden dadurch jedem Einzelnen fühlbar. Aber bei der Baumwolle ist dies in erhöhtem Maße der Fall, da sie fast nur in Nordamerika im Großen gebaut wird. Während wir Kaffee von Ost- und Westindien, von Arabien und Südamerika beziehen und daher die Preise dieses Artikels sich gegenseitig ausgleichen, so giebt es für die Baumwolle kein Mittel der Ausgleichung. Und das fühlt man gegenwärtig, wo der Bürgerkrieg in Nordamerika den Baumwollenbau fast ganz zum Stillstand gebracht hat, auf das Schmerzliche. Schon seit Monaten breitet sich die Noth in den Baumwollendistrikten von England immer weiter aus, und dieselbe beginnt in Frankreich und Deutschland bemerkbar zu werden. Die Baum-



wolle ist ein Gegenstand der hohen Politik geworden, und es ist nicht unmöglich, daß sich folgen schwere Ereignisse für die Entwicklung der ganzen Menschheit an sie knüpfen werden.)

Es verlohnt sich also wohl der Mühe, an diesem Beispiele zu erörtern, ob die Unglückspropheten Recht hatten, indem sie in dem Kattun gleichsam das Böse selbst bezeichneten, von dem Armuth, Unfreiheit, Unfrieden und jede Schlechtigkeit ausgingen. In der That scheint diese Behauptung durch die Ereignisse gerechtfertigt. In Amerika ist der Baumwollenbau die Hauptursache der Erhaltung und Ausdehnung der Sklaverei gewesen, und die endliche Folge ist ein blutiger Bürgerkrieg, der allmählich eine Ausdehnung gewonnen hat, wie die Welt niemals früher innere Kriege gesehen hat. In manchen Theilen von Europa hat sich in Folge der Baumwollenfabrikation eine Arbeiterbevölkerung angehäuft, welche fast ausschließlich auf diese Nahrungsquelle angewiesen ist, und welche mit jeder Handelskrise, mit jeder Unterbrechung des Verkehrs, mit jeder schlechten Ernte in die Gefahr des Hungertodes geräth. Und nicht genug damit, die Baumwolle hat die Wolle und das Leinen verdrängt, die für Viele so viel zweckmäßiger waren; sie hat die solidere Handarbeit fast vernichtet, um an ihre Stelle ein oft sehr wenig werthvolles Fabrilat zu setzen; sie hat den Wechsel der Mode, die Pugsucht, die Verschwendung, die Ueberhebung der Einzelnen gefördert. Schlimmeres ist nie von einem Bekleidungsstoffe über die ganze Welt gekommen, und wenn Manche früher gesagt haben, in dem Braantwein stecke der leibhaftige Teufel, so möchte man wirklich versucht sein, es von der Baumwolle auszusagen.

Und doch wäre das eine sehr arge Uebertreibung. Denn nicht von der Baumwolle leiden wir, sondern von unserer eigenen Unbedachtsamkeit, von unserem eigenen Unverstand. Der ist, wie immer, der Teufel, der uns verführt hat, und die jetzige Krisis wird uns hoffentlich zu vernünftigen, wirtschaftlichen und damit auch sittlichen Zuständen zurückführen. Wolle, Leinen und wahrscheinlich auch Seide werden wieder mehr zu Ehren kommen; Baumwolle wird vielleicht auf lange Zeit theuer werden, und vielleicht nie wieder einem Volke in so großen Massen und so billig in die Hände geliefert werden, wie es seit einem halben Jahrhundert den Engländern geschehen ist. Aber die „gute, alte Zeit“ kommt deswegen nicht wieder; es wird nicht wieder allgemeine Sitte werden, ohne Hemde zu gehen oder nur in einem solchen, das man im Hause selbst gewebt und zu dem man selbst den Glads gebaut hat. Der Baumwolle wird ihr Sieg nur streitig gemacht werden, wenn sie durch einen neuen Bekleidungsstoff verdrängt wird; bis dahin aber wird sie sich neue Länder aussuchen, wo sie gebaut wird, und wenn mit ihr die Negerklaverei in Amerika zusammenbricht, wer weiß, ob nicht eine neue, noch schlimmere Sklaverei in Afrika oder Ostindien an ihre Stelle treten wird?



Doch für jetzt kümmern uns das nicht. Können wir zunächst mit Sicherheit darauf rechnen, daß die Baumwollenerzeugung eher ab- als zunehmen wird, so ist die Zeit gekommen, wo man ruhiger überlegen kann, ob es dem leiblichen und wirthschaftlichen Interesse des deutschen Volkes entspricht, der Baumwolle eine so große und so unumschränkte Herrschaft zurückzugeben, wie es der Fall war, oder mit anderen Worten, ob es unseren Bedürfnissen angemessen ist, einen großen Theil unserer Bekleidung aus Baumwolle herzustellen? Das ist die Frage, wie sie sich auf den ersten Blick aufwirft. Aber so allgemein darf man nicht fragen. Denn es ist keineswegs gleichgiltig, ob man Ober- oder Unterkleider meint, und es könnte wohl sein, daß, wenn es zweckmäßig wäre, die Oberkleider aus Baumwolle zu machen, es doch nicht zugleich zweckmäßig wäre, auch die Unterkleider daraus anzufertigen. Oder umgekehrt, es könnte für einen Menschen sehr zuträglich sein, Hemden, Strümpfe u. s. f. aus Baumwolle zu tragen, und doch wäre ihm vielleicht zu rathen, Rock und Mantel aus Wollenzeug zu wählen. Die meisten Menschen legen leider größern Werth darauf, wie sie außen aussehen, und geringern darauf, wie ihre Unterkleidung beschaffen ist, und daher erklärt es sich, warum weder in Beziehung auf Sauberkeit, noch in Beziehung auf Zweckmäßigkeit die Unterkleider so sorgsam behandelt werden, wie die Oberkleider. Es zeigt sich immerfort, wie stark die Leute davon durchdrungen sind, daß „Kleider Leute machen.“

Vernünftiger Weise sollte man gerade umgekehrt verfahren, denn zuerst kommt die Gesundheit, und dann erst die Schönheit und Wohlstandigkeit. Ist es nicht weit zweckmäßiger, einen alten Rock oder einen schäbigen Mantel, als ein unsaubereres oder unpassendes Hemde zu haben? Weil selbst in unserer, sonst so verkehrten Zeit ein Nest von Bewußtsein an dieser Wahrheit übrig geblieben ist, darum läßt man ja Kragen und Aermel und etwas vom Brusttheil des Unterkleides zum Vorschein kommen. Oder man thut wenigstens so, als ließe man es hervorthängen, womit dann freilich diese Dinge in einen bloßen Schein verkehrt werden. Denn wenn sich Einer reine Vatermörder, Manschetten und Chemisetts um- und vorbindet, so will er ja nur den Schein erwecken, als sei sein Hemde sauber oder aus einem guten Stoff, da es doch in Wahrheit dies nicht ist.

Alles, was unmittelbar mit dem Körper in Berührung kommt, sollte mit verdoppelter Vorsicht ausgewählt werden. Und hier fragt es sich, soll man lieber Leinen als Baumwolle, oder, wenn man höher hinaus will oder besondere Gesundheitsrückichten hat, soll man Wolle oder gar Seide wählen?

Alle diese Stoffe sind gewebte, aus netzförmig verschlungenen Fäden zusammengefügte. Je nachdem sie loser oder fester gewebt, die Fäden gröber oder feiner, dicker oder dünner sind, gestatten sie bald mehr, bald weniger durch ihre Maschen



und Poren hindurch einen Austausch von luftförmigen Bestandtheilen. Es kann die äußere atmosphärische Luft an die Haut gelangen, und umgekehrt, es können die Ausdünstungen des Körpers an die äußere Luft treten. Je dichter und fester das Zeug ist (und dazu trägt auch die straffere oder losere Form, in welcher der Faden gesponnen ist, mit bei), um so weniger kann ein solcher Austausch stattfinden. Ist das Zeug noch neu und vielleicht besonders appretirt, so ist dies noch weniger der Fall. Bei Gummizeug findet ein solcher Austausch beinahe gar nicht statt, und dasselbe gilt für Leder und besonders für geöltes, gewichenes und lackirtes Leder mehr oder weniger. Mit dem längeren Gebrauch, bei älteren Stoffen ändert sich das Verhältniß, indem die vorhandenen Maschen sich allmählich erweitern, der Stoff sich lockert und allerlei Lücken und Löcher entstehen.

Es liegt nun wohl auf der Hand, daß es unzweckmäßig ist, ohne besondere Noth, zumal unmittelbar auf der Haut, solche Stoffe zu tragen, welche wenig Ausdünstungsstoffe und Luft durchlassen. Sie sind nicht bloß sehr warm, indem sie die kühlere Luft nicht an die Haut gelangen lassen, sondern sie steigern die Absonderung der Haut, erhalten sie wie in einem Dunstbad und hindern die Entfernung der ausgeschiedenen Stoffe und damit das Hautathmen. Denn auch die Haut athmet in einer gewissen Weise. Nirgends sieht man diese schädlichen Einflüsse so deutlich, wie bei den Gummizeugen, und es ist nur zu loben, daß man die sogenannten Gummiiiberzieher mehr und mehr verlassen und fast nur auf den Gebrauch als Regenmäntel beschränkt hat. Sie sind künstliche Schwitzkasten. Wenn die Matrosen und Fischer in ihren Theerjacketen und Südwesten ganz ähnliche Kleidungsstücke führen, so wird doch niemand behaupten können, daß diese Tracht bei gutem Wetter und auf dem trocknen Lande empfehlenswerth sei.

Früher trug man lederne Wämser und andere Kleidungsstücke von Leder unmittelbar auf der Haut. Jetzt überläßt man diese Urtracht ganz zweckmäßiger Weise den Eskimos und andern wilden Völkern, welche durch ihren rauhen Himmel zu besondern Schutzmitteln genöthigt werden. Nur in den Handschuhen hat sich eine Spur davon bei uns erhalten, wenigleich, wie es ganz verständlich ist, nicht ohne Einschränkung, indem man ja längst auch für die Hände gefrichte oder gewebte Bekleidung anwendet. Nur wechselt man diese nicht so regelmäßig wie die Strümpfe, was doch geschehen sollte.

Unter unserem Himmel und bei unserer gewöhnlichen Beschäftigung ist es gewiß weit nützlicher, gewebte Stoffe auf den Körper zu bringen als lederne. Ob man die Unterkleider aus dichteren oder loseren Stoff wählen will, das hängt freilich sehr innig mit der Wahl der Oberkleider zusammen. Eine Dame, welche ganz lose, fast durchsichtige Oberkleider trägt, wird, selbst abgesehen von den Nüt-



sichten des Anstands, möglichst dicke Unterkleider anziehen müssen, wenn sie sich nicht der steten Gefahr der Erkältung aussetzen will. Sie wird auf feineren Fäden, auf dichteres Gefüge, auf festeren Stoff halten müssen. Ein Mann dagegen bedarf dessen nicht, wenn er dichtere und zahlreichere Oberkleider führt. Ein seidenes Hemd, das am dichtesten ist, paßt wohl für solche Personen, welche sonst sehr wenig bekleidet sind; ein gewöhnlicher Mensch wird gewiß besser thun, wenn er ein feines oder baumwollenes wählt.

Außer der Dichtigkeit kommen aber noch andere sehr wesentliche Eigenschaften der Gewebe in Betracht. Dahin gehört vor allem die natürliche Beschaffenheit der Fasern, aus welcher der Faden des Gewebes gesponnen ist. Denn in der That ist ja jeder Faden zusammengedreht aus feineren Fäden oder Fasern oder Haaren, welche von Pflanzen oder Thieren genommen sind. Wir wollen der Kürze wegen diese letztern sämmtlich als Fasern bezeichnen, da im Grunde auf die Bezeichnung nichts ankommt, und man in unserem Sinne auch ein Haar sehr wohl eine Faser nennen kann, mag es von einem Thiere stammen, wie die Wollhaare, oder von einer Pflanze, wie die Baumwollenfaser. Diese ist, genau genommen, auch ein Haar, welches aus der Oberhaut des Samens der Baumwollenstaude in ganz ähnlicher Weise hervowächst, wie die Wollhaare aus der Oberhaut (Epidermis) der Thiere. Die Seidenfaser dagegen ist bekanntlich ein Absonderungsprodukt der Seidenraupe, die Leinenfaser ein Bestandtheil des Stengels des Flachses. Wolle und Seide sind demnach thierische, Baumwolle und Leinen pflanzliche Fasern, und, chemisch betrachtet, sind die beiden erstern mit einander näher verwandt, als mit den beiden andern Arten von Fasern, welche wieder unter einander die größte Ähnlichkeit der innern Zusammensetzung haben.

Für die Fabrication, insbesondere für die Färberei, ist dies von nicht geringer Bedeutung; für die Bekleidung als solche dagegen kommt äußerst wenig darauf an. Hier ist gerade die äußere Beschaffenheit der Faser, ihre Gestalt, ihre Oberfläche entscheidend, zumal wenn es sich um Stoffe handelt, welche die Haut unmittelbar berühren. In dieser Beziehung aber gleicht die Seide vielmehr dem Leinen, während die Baumwolle der Thierwolle näher steht. Denn der Seidenfaden ist glatt und rund, so daß seine Berührung für die Haut die sanfteste und mildeste ist; ihm zunächst steht die Leinenfaser, welche, namentlich so lange sie nicht abgenützt ist, gleichfalls eine ziemlich glatte und runde Oberfläche hat. Dagegen hat die Baumwollenfaser eine gedrehte eckige und kantige, daher scharfe und reizende Oberfläche, und die Wollenfaser endlich, welche aus einer großen Masse dachziegelförmig über einander gelegter glatter Schüppchen zusammengesetzt wird, ist, obwohl rund, doch äußerlich rauh und daher ebenfalls in hohem Maße reizend.

Jedermann empfindet diese Verschiedenheiten leicht, wenn er empfindliche, Auerbach, Volkstaleuter. 1863.



wunde oder verletzte Stellen am Körper besitzt. Schon bei einem gewöhnlichen Schnupfen ist es bekannt, wie groß die Verschiedenheit der Wirkung ist, ob man die Nase mit einem seidnen oder leinenen, oder ob man sie mit einem baumwollenen oder wollenen Tuche berührt. Noch mehr empfindet man den Unterschied, wenn Verbandstücke oder Charpie aus verschiedenen Geweben auf Wunden gebracht werden. Ja, manche Leute haben eine so empfindliche Haut, daß sie den Reiz baumwollener oder wollener Unterleider überhaupt nicht ertragen: sie fühlen davon ein unerträgliches Brennen oder Jucken, die Haut kann sich selbst davon entzünden und ausschlagen. In solchen Fällen wird die Wahl der Kleidungsstoffe sich ganz von selbst machen.

Erzeugt Baumwolle oder Wolle bei empfindlicher Haut Brennen oder wenigstens ein Gefühl der Hitze, so weckt sie auch bei gewöhnlichem Zustande der Haut ein Gefühl von Wärme, während Seide und Leinen zunächst eher fühlen, und erst später je nach der Dichtigkeit des Gewebes, vielleicht wärmen. Immerhin erklärt es sich schon hieraus, daß Seide und Leinen mehr in heißer Jahreszeit und in heißen Ländern, Baumwolle und Wolle in kühlerer Jahreszeit und in kühleren Gegenden anzuziehen sind. Es beweist dagegen nichts, daß Baumwolle seit den ältesten Zeiten gerade in heißen Ländern viel getragen wird, denn einmal wächst sie in kalten Gegenden nicht und erst der gesteigerte Verkehr der Völker hat sie daselbst eingeführt, zum andern tragen die Leute in heißen Gegenden meist weite, lose, luftige und einfache Kleidungsstücke und die große Zahl von Ober- und Unterleidern, welche die Sitte unserer Zeit und Gegend mit sich bringen, ist ihnen unbekannt. Trotzdem wissen sie den Werth des Leinens zu schätzen. Als unsere deutsche Leinenindustrie in ihrer höchsten Blüthe stand, führte man große Mengen von leinenen Geweben nicht bloß nach Spanien, sondern auch nach Amerika aus, und erst als eine verkehrte Politik uns das erstere Land verschloß und die Fabrication selbst durch Verunreinigung des Gewebes mit Baumwollenfäden sich den Credit verlor, sank dieser Gewerbszweig, und die Noth brach in den Weberdistrikten aus.

Eine ganz andere Reihe von Betrachtungen ergiebt sich, wenn wir die verschiedenen Stoffe nach ihrer Fähigkeit, Feuchtigkeit aufzunehmen, ins Auge fassen. In dieser Beziehung muß man die einzelnen Fasern wohl von dem Gewebe unterscheiden, welches daraus gemacht wird. Denn die Art, wie ein bestimmter Kleidungsstoff gewebt ist, kann ihn sehr geeignet machen, Feuchtigkeit aufzunehmen, obgleich die einzelnen Fasern sehr wenig geeignet dazu sind, und wieder umgekehrt können die einzelnen Fasern sehr begierig Feuchtigkeit anziehen, wenn auch das Gewebe der Art ist, daß es sich eher der Aufnahme der Feuchtigkeit widersetzt. Je dichter das Gewebe, um so weniger nimmt es Feuchtigkeit an,



dem je kleiner die Zwischenräume, die Maschen zwischen den Fäden sind, je näher die Bindungen der Fasern innerhalb der gesponnenen Fäden an einander liegen, um so geringer ist der Raum, in welchem sich die Feuchtigkeit ansammeln kann. Wollene Stoffe, welche meist am lofesten gewebt sind, werden am leichtesten feucht, wie man an nebligen Tagen und besonders Abenden leicht beobachten kann; alle viel getragene Kleidungsstücke, die schon sehr locker geworden sind, erfüllen sich schneller mit Feuchtigkeit, als neue und noch feste Gewebe.

Aber diese Art von Feuchtwerden, wo die Feuchtigkeit sich nur in den Maschen des Gewebes befindet, hat eine ganz andere Bedeutung als diejenige, wo die Fasern des Gewebes selbst sich mit der Feuchtigkeit tränken. In dem erstern Falle ist die Feuchtigkeit nur äußerlich an und zwischen den Fasern, in dem letztern ist sie in den Fasern selbst, welche dadurch aufquellen. Ein solches Quellungsvermögen besitzen im höchsten Maaße die Leinenfasern, in sehr viel geringerem die Seide, noch weniger die Baumwolle und die Wolle, letztere namentlich dann, wenn sie noch, wie im natürlichen Zustande, eine gewisse Fettigkeit an sich hat. Stark quellende Fasern trocknen schwerer, weil sie die in ihnen enthaltene Feuchtigkeit nur langsam wieder abgeben; sie legen sich dichter an den Körper an, und indem an ihrer Oberfläche eine langsame Verdampfung der Feuchtigkeit erfolgt, wodurch Wärme gebunden wird, so wirken sie kältend auf den Körper ein. Keine Art der Bekleidung ist daher so kühl, wie Leinen, aber keine bringt auch so leicht wirkliche Erkältungen. Ein vollständig entblößter Körpertheil, ja ein ganz nackter Körper ist der Erkältung weniger ausgesetzt, als ein bloß mit Leinen bekleideter, und es wäre daher für Manchen vielleicht besser, seine Brust ganz nackt zu tragen, als sie, mit einem dünnen leinenen Hemde bedeckt, allen Schwankungen der Witterung auszusetzen, wie es die heutige Mode bei den Männern verlangt. Für empfindliche, zu Erkältungen geneigte, schwächliche oder reizbare Personen ist es in unserm Klima gewiß vorzuziehen, wenn sie, selbst im Sommer, baumwollene Hemden (Shirting) oder wollene Unterjacken tragen. Denn gerade im Sommer erkältet man sich am leichtesten, da die Schwankungen der Luftwärme, zumal am Abend, sehr groß, die Gelegenheiten zu Erhitzung sehr häufig und die Bedeckungen mit schützenden Oberkleidern am unvollkommensten zu sein pflegen. Nirgends ist dies so sehr anerkannt als auf den Schiffen. Die Matrosen sind gewiß abgehärtet, und doch ist es längst Sitte, daß sie auch zu den Unterkleidern Wolle oder Baumwolle wählen.

Es wäre hier ferner der Ort, von der größern oder geringern Fähigkeit der verschiedenen Fasern, die Wärme zu leiten, zu reden. Ein Stoff, welcher die Wärme gut leitet, nimmt sie leicht von einem Körper auf, giebt sie aber auch leicht wieder ab, und wenn wir ihn als Bekleidungsstoff wählen, so wird er natürlich



kühlen, indem er die Wärme des Leibes aufnimmt und sie an die äußere Luft abgibt. Der schlechteste Wärmeleiter ist die Wolle, ihr gefolgt sich die Seide zu; beides sind mehr wärmende Stoffe, und zwar die Wolle im höchsten Grade, weil sie zugleich die Haut reizt und durch Erregung von stärkerer Blutzufuhr die innere Wärme hervorlockt, was die Seide nicht thut.

Endlich wäre noch daran zu erinnern, wie wichtig die Farbe der Stoffe gerade in Beziehung auf ihre Fähigkeit zur Erwärmung ist. Von Schwarz ist es durch die tägliche Erfahrung Allen bekannt, daß es die Wärme leicht anzieht und leicht ausstrahlt, während Weiß beide Eigenschaften im geringsten Grade besitzt. Aber auch die andern Farben bieten ähnliche Unterschiede dar, so daß das Blau dem Schwarz am nächsten steht, das Gelb dem Weißen. Es ist daher keineswegs gleichgültig, welche Farbe man, namentlich für Oberkleider, wählt. Schon die Natur lehrt diese Unterscheidung. In heißen Ländern finden wir überwiegend gefärbte Menschenrassen, in kalten weiße; ja im Norden wird das Winterkleid der Thiere weiß, um weniger Wärme auszustrahlen, das Sommerkleid dunkel. Erwägt man nun, daß die Farbe nicht bloß für die Aufnahme der Wärme, sondern auch der Nahrungsmittel, der Anstreichungsstoffe eine ähnliche Bedeutung hat, so wird es klar, warum ein natürliches Gefühl die weißen Stoffe zu Unterkleidern, zu Bettzeug, zu Verbandstücken vorzieht. Das Bedürfnis der Sauberkeit, welches in der Reinheit der Farbe einen so klaren Ausdruck gewinnt, hat nicht bloß einen sittlichen, sondern fast noch mehr einen natürlichen Grund. Weiß ist das Kleid der Unschuld, des reinen Priestertums und zugleich der Gesundheit.

Unsere Sitte hat das Weiß mehr und mehr verbannt. Schwarz, ursprünglich die Farbe des Bösen, ist die Farbe des Anstandes, der Feierlichkeit, des guten Tons geworden. Hat das einen inneren Grund? Es ließe sich viel darüber sagen. Der nächste Grund ist offenbar der der größern Billigkeit. Heutzutage entscheidet der Preis, und es ist jedenfalls nicht so theuer, ein Kleid zu tragen, dem man es nicht so leicht ansieht, ob hier und da ein Fleck daran ist. Man klagt über zunehmende Verschwendungssucht, und doch bestimmt der Preis die Mode, und zwar nicht der hohe, sondern der niedrige Preis. Nur die weißen Handschuhe und die weißen Halsbinden sind noch übrig geblieben von der guten alten Sitte, und auch da drängt die billige Mode mächtig nach. Aber sonderbarer Weise wird auch dieser Kampf um die Farben hauptsächlich zwischen den Stoffen geführt. Wo die Wolle vorherrscht, da ist der Sieg für das Schwarz oder Blau fast überall schon entschieden. Wo das Leinen sich erhält, da ist auch das Weiß noch im Widerstande. Mit der Baumwolle gehen die hellen, mit der Seide die dunklen Farben, oder anders ausgedrückt, mit den pflanzlichen Stoffen kommt die Neigung zum Lichte, mit den thierischen die Neigung zum Düstern.

Wir wollen keine Sittenpredigt daran knüpfen; wir wollen auch keine Pro-  
 phezeiung aussprechen. Aber die Hoffnung hegen wir, daß sich mehr und mehr  
 das Bewußtsein über das Zweckmäßige, über das für den menschlichen Körper  
 Nützliche Bahn brechen, und daß dieses Zweckmäßige dann auch den schö-  
 nen Ausdruck finden wird, welcher dem Auge das Nützliche zugleich angenehm er-  
 scheinen läßt. Weder das Nützliche, noch das Schöne aber werden jemals für  
 Alle gleich sein, und die Aufgabe einer vernünftigen Erkenntniß kann nur die sein,  
 daß die Einzelnen sich von der Gewalt der Mode befreien lernen und für sich die-  
 jenigen Bekleidungsstoffe wählen, welche ihrer Eigenthümlichkeit am meisten zu-  
 sagen. Nicht die Uniform, sondern die Mannichfaltigkeit muß das  
 Ziel sein, und zur Erreichung dieses Zieles wird hoffentlich die jetzige Baum-  
 wollen-Noth das Ihrige beitragen. Je theurer die Baumwolle wird,  
 um so mehr verlohnt es sich, Flachs zu bauen, und vielleicht wird  
 damit unsere einheimische Leinen-Industrie wieder zu Ehren kommen.

